Das Moor der kleinen Lichtlein

Von Franz Klinkhardt

Landschaft in Moll.

Ein eigenartiges Stück Land ist dies Moorgebiet nördlich von Oebisfelde, das auf den Landkarten mit dem Namen „Der Drömling" verzeichnet steht. In dunkle, herbe Töne ist hier die ganze Landschaft gekleidet. Dunkle, schwermütige Sagen ranken sich um dies Moorland, Sagen, hinter denen oft das dämmernde Grau halbverbürgter Geschichte schimmert — — —

Hier führen die Straßen durch ein ernstes Land. In stumpfem Stahlgrün ziehen sich Wiesen hin, auf denen in den Viehkoppeln schwarz-weiß gefleckte Kühe grasen. Pappeln, Weiden und Erlen, die hier wachsen, kennen kein Prahlen in leuchtenden Farben. Auch die weißen, zerzausten Köpfchen des Wollgrases können den Grundton nicht freudiger stimmen.

Man ahnt hinter allem die unergründliche Tiefe rätselvollen Moores. Denkt man später zurück an die Fahrt durch dieses Land, dann möchte man meinen, es sei immer Westwind gewesen mit schweren, tiefgrauen Wolken. Die Phantasie versagt, wenn sie hier vor das geistige Auge einen leuchtend blauen Sonnenhimmel zaubern soll. Landschaft in Moll — —

Ein echtes Moorland ist der Drömling in seiner ganzen Ausdehnung. Immer mehr konnte aus unfruchtbarem Sumpf fruchtbare Erde gewonnen werden, aber die fortschreitende Kultivierung vermochte eins nicht, sie konnte dem Land den Stempel des Moores nicht aus dem Antlitz wischen. Moorland blieb es und wird es immer bleiben.

Moorwölfe heulten durch die Nacht.

Finstere Schatten hingen seit jeher über dem Drömlingsgebiet, Schatten, die man erst vor einem Jahrhundert endgültig bannte.

Grau und unverscheuchbar wie die zähen Moornebel zogen als böse Geister die Moorwölfe durch das unwegsame Unland. Die armseligen Bauern am Moor zollten ihnen wie einem unabwendbaren Geschick ewigen Tribut. Konnte man kämpfen gegen diesen Schrecken, der im Herzen des Moores sich stets und immer wieder von neuem verjüngte? Lange hat es gedauert, bis der Spuk der Drömlingswölfe erlosch. Erst 1824 schoß man den letzten von ihnen unweit des Fleckens Vorskelde ab. Keine Chronik aber verzeichnet die ungezählten Opfer, die diesen Bestien des Moores durch die Jahrhunderte hindurch erlagen.

Das Heulen der Wölfe war die Sprache des Moores gewesen; sie konnte erst verstummen, als man dem Moor selber den Kampf angesagt hatte und ihm in zähem Ringen Morgen um Morgen neuen Landes abrang.

Und dieser Kampf begann erst am Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts.

Der Krieg am Ohrebach.

In einer Kabinettsorder vom 16. Dezember 1776 verfügte der große Preußenkönig Friedrich den Beginn des Kampfes gegen das Drömlingsmoor, aber zehn Jahre sollten vergehen, ehe die Arbeiten richtig in Gang kamen. Im Herzogtum Braunschweig, zu dem ein Teil des Moores gehörte, hatte man schwerste Bedenken. Was sollte auch bei solch einer Kultivierung herauskommen?

Da waren Mühlenrechte im braunschweigischen Calvörde zu berücksichtigen, da drohte als Schlimmstes die Gefahr einer Straße quer durch das Moor, die an den braunschweigischen Orten Calvörde und Vorsfelde vorbeiführte und durch diese Vermeidung der Grenzüberschreitung eine Minderung der braunschweigischen Zolleinnahmen bedeuten konnte. Eine persönliche Aussprache zwischen dem Preußenkönig und dem braunschweigischen Herzog war nötig, um diese Hindernisse zu beseitigen.

Und dann scheiterte das großzügige Projekt doch, das 17 000 Kolonisten eine neue Heimat schenken sollte.

Mit der Kanalisierung des Ohrebaches sollte die Entwässerung des Sumpflandes beginnen. Aber die Moorbauern vertrieben mit Aexten und Dreschflegeln die königlichen Beamten und Arbeiter. Sie kannten ihr Moor nicht anders als Unland; sie wollten es auch nicht anders haben.

Militär mußte diesen offenen Aufruhr an der Ohre ersticken. Infanterie und Kürassiere wurden eingesetzt und zwangen den aktiven Widerstand nieder, aber die feindselige Gesinnung konnten sie nicht bezwingen. Das große Siedlungsprojekt war nicht durchzuführen, und erst im Jahre 1800 konnte eine kleine Anzahl neuer Besitzungen fertiggestellt werden.

Jahrzehnte gingen noch ins Land, bis die Regulierungs- und Kultivierungsarbeiten am Drömling zu einem gewissen Abschluß gebracht waren. Die in den Jahren 1860 bis 1863 durchgeführte Allerregulierung war der Schlußpunkt, der an sich auch nur einem Waffenstillstand zwischen Menschen und Moor gleichkam. Der Drömling war gezähmt, aber nicht besiegt.

Lichter aus dem Moor.

Das Dunkel aber, das seit alter Zeit um das unwegsame Drömlingsgebiet schwebte, hat dies Moor selber gesühnt, indem es der Welt Licht in vielen kleinen Flammen schenkte. Statt der Irrlichter, die über den Sümpfen geisterten, gab es den Menschen die Flammen für ihren Gebrauch.

Die Pappeln und Weiden des Drömlings wanderten hinaus in die Zündholzfabriken. Hunderttausende und Millionen kleiner Streichhölzer wuchsen so aus dem Sumpfgebiet heraus. Kaum einer, der sie benutzte, hat je daran gedacht, woher dies Holz wohl kommen mochte. Bis auf den heutigen Tag aber ist es so geblieben, daß die Bäume des Drömlings hinauswandern in die Welt, um Licht zu bringen.

Der Kampf um dies Moor aber ist nicht aufgegeben. Was frühere Zeiten nicht zu Ende bringen konnten, wird die neue Zeit vollenden. Arbeitsdienstlager schließen einen Ring um das Unland. Weiter und weiter dringen die Spaten des grauen Arbeitsheeres vor.

Wo heute noch trügerischer Boden den Fuß des Unkundigen tief einsinken läßt, werden in naher Zukunft grüne Viehkoppeln Nahrung für neue Herden schwarz-weiß gefleckter Kühe geben. Das dichte Netz der Entwässerungsgräben wird fruchtbare Aecker entstehen lassen.

Solange die Fahnen des Arbeitsdienstes am Drömling flattern, wird der Kampf weitergehen, und wenn diese Fahnen dereinst eingezogen werden, dann ist das Drömlingsmoor verschwunden und gehört der Geschichte an.

Das graue Heer des Arbeitsdienstes am Drömling ist an eine Aufgabe gegangen, die einstmals der Alte Fritz sich gesteckt hatte. Es wird den Willen des Preußenkönigs vollstrecken.

Hasenschlauheit.

In England ereignete es sich vor einigen Jahren, daß zwei schnelle Jagdhunde einen Hasen auf sumpfigem Gelände verfolgten. Tiefe Wassergräben zogen sich hindurch, daneben lagerten die ausgehobenen Erdwälle. Als Meister Lampe zu ermatten begann, griff er zur List. Er lief an einem Erdwall hinauf und bog dann rechtwinklig ab. Der ungestüm nachhetzende Hund aber verlor das Gleichgewicht und plumpste in das eiskalte Wasser. Dann übersprang der Hase zwei breite Gräben und ließ sich auf einer kleinen Brücke hinter einer Böschung nieder. Die Hunde hatten ihn nun aus den Augen verloren, und die Lust am Ueberspringen der Gräben war ihnen vergangen. Sie gaben die Verfolgung auf. — Einen köstlichen Streich spielte Lampe einst einem Entenjäger in Südfrankreich. Der Mann fuhr in einem winzigen Boot über das Wasser eines Flusses, der weithin über seine Ufer getreten war. Als sich der Jäger einem Weidenbaum näherte, der mit der Krone gerade noch aus dem Wasser ragte, erblickte er darin ganz oben ein Häslein, das sich vor der Ueberschwemmung dorthin geflüchtet hatte. Dem Manne kam der Gedanke, das Tier lebendig zu fangen, und er schwang sich in die Krone des Baumes. Aber — was er am wenigsten erwartet hatte, geschah: Meister Lampe sprang mit einem entschlossenen Satz in das kleine Fahrzeug. Die Erschütterung genügte, um das Boot von dem Baumstamm abzustoßen, und die, wenn auch nur geringe Strömung tat ein übriges, so daß, als der Jäger sich verdutzt nach dem entsprungenen Häslein umdrehte, dies in dem Kahne wohlgemut davonfuhr. Der Aermste aber konnte nicht vom Baum herunter und mußte mehrere Stunden auf seinem kühlen Sitze ausharren, bis man ihm zu Hilfe kam. Das Boot wurde andern Tags am Rande der überschwemmten Wiese gefunden; Meister Lampe war natürlich nicht mehr darin.

Warburger Warte



Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes
die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.
Geeignete Beiträge willkommen
Nachdruck der Originalbeiträge verboten
Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg

Nr. 90 | 17. November 1934 | 8. Jahrgang

Die Eisenbauern

Roman von Rudolf Atsch

(17. Fortsetzung)

„So, nun wären wir bald so weit," murmelte er befriedigt und warf einen Blick auf Heinrich, der teilnahmslos noch immer vor sich auf den Boden stierte.

Karl nahm nun bedächtig den Kessel vom Ofen, ließ ihn noch einige Minuten stehen und füllte dann die Tassen. Mit einer Routine, die einer guten Hausfrau Ehre gemacht hätte, schlug er sich ein Ei in den Kaffee, rührte mit einem Holzstäbchen darin herum und begann dann mit Behagen das Getränk zu schlürfen.

„Ha, das tut gut — das geht einem durch Mark und Bein. — Komm, Heiner, nimm Platz hier!"

Doch der blieb so unbeweglich, als ob er die Einladung gar nicht gehört habe.

Karl wurde ärgerlich.

„Na, nun laß dich doch nicht so lange nötigen! Nun los, iß mal ordentlich! Nur so kannst du die gestrige Hochzeit aus den Knochen treiben!"

Heinrich lächelte trübe.

„Danke, Karl, ich will nichts essen, denn ich habe keinen Hunger. Gib mir nur eine Tasse Kaffee — das genügt."

„Donnerwetter, was ist denn eigentlich mit dir los, Heiner?" sagte er, indem er ihm das Gewünschte reichte. „Du machst ein Gesicht wie 'n — na, ich will's lieber nicht sagen. Hast du gestern abend einen Korb bekommen?"

„Frag nicht so dumm, Karl!"

„Daß dir etwas über die Leber gekrochen ist," fuhr der Köhler unbeirrt fort, „das habe ich schon längst gemerkt. Hoffentlich hat dir der Ranzoni nicht den Kopf verdreht!" Karls Stimme wurde mahnend und warnend: „Das ist ein Deuwel, Heiner! Nimm dich vor ihm in acht! Dem stecken noch immer die Hüttentage im Kopf, die der Schulze ihm vor der Nase wegschnappte. Daß du mit dem umgehst, kann man gleich merken. Es ist kein Geheimnis mehr im Dorf, daß es zwischen dir und deinem Onkel nicht mehr stimmt. Dahinter steckt Ranzoni, da kannst du sagen, was du willst. Der Schulze ist ein Mann, den ich verehre und liebe wie keinen anderen, für ihn gehe ich durchs Feuer. Deshalb will ich nicht hoffen, daß du —"

„Ach, schweig, Karl!"

„Wenn du mit deinem Onkel einen Streit hast, so besteht für mich gar kein Zweifel, daß du die Schuld daran trägst. Ich vermute, daß der Ranzoni dich gegen ihn aufhetzt. Ich will keinem etwas Gutes geraten haben, der auch nur einen Finger gegen den Schulzen hebt. Ich habe weder Frau noch Kinder — ich habe nur den Schulzen, aber für den lege ich zu jeder Zeit den Kopf auf den Block!"

Seine Worte machten auf Heinrich keinen Eindruck. Er blieb stumm und trank langsam seine Tasse aus. Dann erhob er sich von der Pritsche.

„Was? — jetzt willst du schon gehen? — ohne auch nur das geringste bei mir gegessen zu haben? Das ist beleidigend für mich, Heiner! Es sieht dir wohl hier alles zu unappetitlich aus, wie?"

„Nein, Karl, bestimmt nicht! Aber ich kann mit dem besten Willen nichts essen — auch muß ich jetzt nach Hause!"

„Ich habe dich doch nicht etwa verletzt, he?"

„Ach, nein!"

Der Köhler sah ihn forschend und kopfschüttelnd an.

„Ich wollte mal gerne wissen, was für ein Floh dir im Kopf sitzt."

Er zog ein Taschenmesser hervor und widmete sich dem Brot und der Wurst.

Heinrich klopfte sich den Schmutz von Rock und Hose und setzte sich seinen zerknüllten Hut auf.

„Willst du heute auch auf die Jagd, Heiner?"

„Das weiß ich noch nicht!"

„Es ist heute Treibjagd, man knallt schon gewaltig in den Bergen. Der Förster und sein zukünftiger Schwiegersohn, der Schulze, kamen auch drüben mit den Flinten vorbei. Der Schulze erkundigte sich nach dir. Als ich ihm sagte, du habest noch nicht ausgeschlafen, machte er ein saures Gesicht und ging weiter."

Heinrich wandte sich dem Ausgang der Hütte zu.

„Gehst am besten auch auf die Jagd, Heiner. Die frische Luft wird dir guttun —"

Heinrich ging hinaus und marschierte dem Dorfe zu. Die Leute, denen er auf dem Wege begegnete, sahen ihm lächelnd nach, steckten die Köpfe zusammen und flüsterten sich zu: „Jetzt geht der erst von der Hochzeit nach Hause. Er ist der letzte —"

Zu Hause begab er sich sofort auf sein Zimmer und zog sich um. Danach holte er von der Wand seine Flinte herunter und warf sich die Waffe über den Rücken. Aus einer Schublade nahm er Munition und steckte sie in die Tasche.

Unten im Hausflur erwartete ihn seine Mutter. Sie sah übernächtigt und bleich aus. Sie hatte die vergangene Nacht kein Auge zugetan.

„Heiner, wo bist du gewesen?"

Er gab keine Antwort — beachtete sie gar nicht.

„Wo willst du denn jetzt hin?“ fragte sie wieder.

„Siehst du das denn nicht?“ gab er grob und gereizt zurück.

Er wollte an ihr vorbei aus dem Hause, doch sie hielt ihn am Arme fest.

„Heiner, hast du mit deinem Onkel gesprochen?“

Sein Mund verzog sich spöttisch, als er, sich rauh von ihr freimachend, erwiderte:

„Ich wüßte nicht, was der mir zu sagen hätte!“

Er riß die Haustür auf und warf sie polternd hinter sich ins Schloß. Die Mutter wollte ihm nacheilen, doch zu schnell eilte er hinweg. Mit kummervoller Miene ging die Frau in die Wohnstube und ließ sich dort am Tische nieder.

Was war aus ihrem Sohn geworden — aus ihrem einzigen geliebten Kind? —

Doch sie kannte ja jetzt sein Leiden und den Grund seiner Veränderung. Jetzt konnte sie ihm helfen und sie hatte ihm schon geholfen.

Sie dachte an den vergangenen Abend, an die Hilde und an Friedrich, ihren Bruder. Sie liebte ihren Sohn, doch ein großer Teil der Achtung, die sie früher vor ihm hegte, war verschwunden.

Wie war es nur möglich, daß einen Linke, ihren Sohn, die Liebe zu einem Mädchen zu einem Trunkenbold und Liederjahn machen konnte? War sein Charakter so schwach und wankelmütig, daß er nicht imstande war, eine Leidenschaft niederzukämpfen? — Hätte er nicht entsagen können — dem Onkel zuliebe.

Sie verglich ihn mit dem Bruder. Wie klein und armselig kam er ihr neben dem Schulzen vor. Friedrich hatte seinen grenzenlosen Edelmut bewiesen. Sie hatte ihm alles gesagt, was ihr von der Hilde erzählt worden war. Noch nie waren ihre Worte so schwer über die Lippen gegangen wie gestern abend.

Ruhig hatte er sie angehört, ohne auch nur einmal zu unterbrechen. Sein Gesicht blieb unverändert, nur ab und zu hatte es sich schmerzlich verzogen. Dann hatte er mit dem Kopfe genickt und gesagt: „Es kommt zwar sehr überraschend, doch — doch wenn die Sache so ist, gebe ich dich natürlich frei, Hilde. Ich trete gerne zurück.“

Der Schulze besaß eine große Seele. Er konnte nicht nur arbeiten und Gutes tun, er konnte auch entsagen — stumm und geduldig entsagen. Er überließ die Hilde dem Neffen, doch er war ja schon alt und verlor nicht nur sie, sondern auch die Hoffnung auf ein trautes Familienglück.

Er wußte, daß er nun einsam bleiben würde — einsam und allein sein Leben lang.

*

Heinrich ging noch nicht auf die Jagd, sondern lenkte seine Schritte wieder dem Wirtshause zu. Als er die Wirtsstube betrat, saß der Wirt hinter dem Schanktisch und las, gemütlich ein Pfeifchen rauchend, die neueste Ausgabe des Siegener Intelligenzblattes. Erstaunt sah er von der Zeitung auf, als er den Eintretenden gewahrte.

Heinrich hing, ohne zu grüßen, Flinte und Mütze an einen Kleiderhaken und bestellte sich mürrisch ein Glas Branntwein. Der Wirt erhob sich und brachte ihm das Gewünschte. Darauf ging er wieder an seinen Platz und betrachtete von dort aus den jungen Mann, der finster brütend vor sich auf den Tisch starrte.

Wie der sich verändert hat! dachte er. Früher der lebenslustige, fleißige, allgemein beliebte Heiner und heute ein düsterer und unfreundlicher Kerl, der einem noch nicht einmal die Tageszeit bietet.

Nach Mittag hielt ein Fuhrwerk vor dem Hause und bald darauf trat Ranzoni in die Stube. Kaum bemerkte er Heinrich, ging er zu ihm und klopfte ihm lachend auf die Schulter.

„Heiner, dir hat es allem Anschein nach gestern auf der Hochzeit so gut gemundet, daß du auch heute noch —“

„Laß das, Ranzoni!“

Ranzoni bestellte ein Bier und setzte sich dreist dicht neben Heinrich. Fast spöttisch fragte er:

„Wie geht es dir noch Heiner?“

„Miserabel!“

„So so, miserabel —“ Der Wirt brachte ihm das Bier, und er tat einen kräftigen Schluck. „Also dir geht es schlecht, Heiner? Wahrhaftig, ich bedaure das! Aber ich weiß auch — weshalb!“

„Darauf brauchst du dir nichts einzubilden!“

„Du hast von der Hilde einen Korb bekommen?“

„Mag sie doch der Kuckuck holen! Ich will keine Hilde mehr!“

„Du willst sie nicht mehr?“ flüsterte hämisch lachend der Südländer. „Du darfst nicht immer lügen, Heiner! Nein, sage doch lieber: Ich kann sie einfach nicht haben! — Prosit, Heiner!“

„Ranzoni, wenn du nicht haben willst, daß ich dir den Schädel einschlage, dann schweige!“

„Ach, sprich doch nicht so, Heiner! Ich bin in Wirklichkeit noch der einzige Freund, den du hast. Es ist zweifellos ein Fehler von mir, daß ich stets jedermann die Wahrheit sage. Man sollte nicht so offen reden — aber nun, es liegt einfach in meiner Natur. Ist es dir übrigens schon bekannt, daß dein Onkel von deiner Liebe zu seiner Braut weiß?“

„Er weiß davon?“

„Er weiß alles!“

„Potz Element!“

In diesem Augenblick traten einige Bergleute ein, das Gesicht bestaubt und in der Hand die ausgebrannten Grubenlichter. Sie hatten Morgenschicht gehabt und wollten sich nun „den Dreck aus der Kehle spülen“, wie sie sich auszudrücken pflegten. Sie besprachen laut allerlei Neuigkeiten.

„Heiner, er weiß wirklich alles!“

„Das — das ist doch nicht möglich!“

„Die Hilde hat's ihm gesagt. Du mußt sie gestern beleidigt haben!“

„Mensch!“

„Soviel ich hören konnte —“

„Wo?“

Ranzoni schob sein tückisches Gesicht nahe an Heinrichs Kopf und antwortete so leise, daß es sonst niemand in der Stube hören konnte:

„Ich habe heute vieles gehört. Es ist sehr interessant, Heiner, ich muß es dir erzählen. Ich war im Wald und habe dort Holz gefahren. Da ich noch nicht wußte, wie ich am vorteilhaftesten zu einem Haufen Holz herankommen konnte, ließ ich die Gäule stehen, um eine geeignete Fahrt zu suchen. Ich stand gerade hinter dem Holze, da kamen der Förster und der Schulze vorbei. Der Förster war sehr aufgeregt, er schüttelte immer den Kopf und sprach von einem Buben und Lumpen. Nun verhalte dich ruhig, Heiner, rege dich nicht so auf! Dann hörte ich immer deinen Namen und den der Hilde. Aus den Bruchstücken ihres Gespräches, die ich vernahm, konnte ich mir den Zusammenhang schon bilden. Aber weißt du, was dein Onkel sagte?“

Heinrichs Augen flammten und fieberten, sein Atem ging schwer.

„Was sagt er?“

Er stieß die Frage so laut hervor, daß alle Anwesenden erstaunt die Köpfe wandten.

„Was er sagte? Man sollte es nicht für möglich halten! Dein Onkel ist sehr, sehr böse auf dich.“

„Was sagte er?“

„Ich sollte schweigen, Heiner!“

„Gib mir Antwort, Mensch!“

„Gut, wenn du's mit aller Gewalt wissen willst, so sage ich dir's.“ Ranzoni wurde ganz leise: „Heiner, er sagte, der Junge muß mal Prügel haben!“

Heinrichs Arm krallte sich um Ranzonis Arm, seine Augen leuchteten drohend und unheimlich.

„Das hat er gesagt, Ranzoni?“

„Bestimmt! Weshalb sollte ich es lügen. Beschwören kann ich's! Jedes Wort konnte ich ganz deutlich hören!“

Ranzoni trank sein Bier aus und ging, teuflich grinsend, hinaus. Als er draußen wieder auf seinem Wagen saß, murmelte er:

„Die Worte habe ich gut erfunden. Wenn sie der Schulze auch nicht gesagt hat — zu fühlen bekommt er sie doch!“

Heinrich saß vor Wut bebend auf seinem Stuhl.

„Wirt!“

„Ja?“

„Was habe ich zu zahlen?“

„Zwölf Große — glaube ich.“

Heinrich warf das Geld auf den Tisch. Dann sprang er in die Höhe, hing die Flinte über die Schulter und eilte hinaus.

In seinem Innern gärte und kochte es.

Der Junge muß Prügel haben !! —

(Fortsetzung folgt)

Schreie im zweiten Stock ...

Moderne Kurzfassung eines langen Kriminalromans. Von Hannes Butenschön

„Portier! Warum haben Sie den Mann nicht aufgehalten?“

„Welchen Mann?“ Der Pförtner blickte verdutzt auf den dicken Schutzmann, der pustend vor ihm stand. Vier, fünf Leute hatten sich hinzugesellt und horchten mit neugierigen Gesichtern.

„Hier stürzte doch soeben ein junger Mensch aus dem Hause!“ schrie der Schutzmann.

„Stimmt!“ sagte der Portier, ohne sonderlich erschüttert zu sein.

„Groß, schlank, mit hellgelben Halbschuhen ...!“ vollendete der Beamte.

„Richtig!“ bemerkte der Pförtner und zertrat seinen Zigarrenstummel.

„So — und Sie haben nicht gesehen, daß er von oben bis unten mit Blut bespritzt war?“ Mit drohendem Unterton und hervorquellenden Augen brachte der Schutzmann die Frage vor.

„Mit Blut bespritzt?“ Das Gesicht des Pförtners überzog sich mit Leichenblässe. Auch die anderen Zuhörer krochen zusammen, als ob es plötzlich kalt geworden war.

„Ja“, stammelte der Pförtner, „jetzt, wo Sie mich darauf aufmerksam machen, könnte es sein ...“

„Er war mit Blut bespritzt!“ donnerte der Schutzmann. „Und so einen Menschen lassen Sie passieren?“

„Entschuldigen Sie, ich habe nicht gewußt ...“

„Nicht gewußt? Famose Ausrede, Herr! Sie haben einfach keine Augen im Kopf!“ brüllte wutentbrannt der Schutzmann. „Man läßt doch als erwachsener Mann nicht einen Mörder entfliehen!“

„Mörder?“

Drohend stand dieses furchtbare Wort unter den Menschen vor dem Hausflur. Wieder krochen sie zusammen, als sei es plötzlich kalt geworden. Mörder!

„Es tut mir so leid ...“ stotterte der Portier mit heiserer Stimme hervor.

„Leid! Leid! Als ob es davon besser würde!“ tobte der Schutzmann. „Hätten Sie doch ihre Augen aufgerissen, Mensch! Jetzt ist uns der Verbrecher durch die Lappen gegangen. Haben Sie denn die Schreie nicht gehört?“

Der Portier zuckte wiederum zusammen.

„Was für Schreie?“

„Die waren doch in der ganzen Gegend zu hören!“ jammerte der Schutzmann.

„Ach so, ja“, meinte der Portier mit ganz dünner Stimme.

„Die Schreie kamen also tatsächlich aus Ihrem Hause?“ fragte der Beamte.

„Ja—wohl!“

„Und Sie wissen es jetzt ganz bestimmt?“ Drohend richtete sich der messerscharfe Blick des Polizisten auf den Portier.

„Gewiß, Herr Wachtmeister!“

„Schön“, sagte der Schutzmann, „jetzt handelt es sich nur noch darum, aus welchem Stockwerk sie kamen.“

„Aus dem zweiten!“ mischte sich ein Radfahrer dazwischen. „Ich habe sie selber gehört, laut und vernehmlich. Es war entsetzlich.“

„Ja, es war entsetzlich!“ krächzte auch der Bäckermeister aus der Nebenstraße, der gleichfalls hinzugetreten war. „Ich habe noch nie solche nervenzerreißenden Schreie gehört. Ich hörte ganz deutlich, daß einer um Hilfe schrie.“

„Gut“, entschied der Beamte, „also Schreie im zweiten Stock. Mehrmals hintereinander. Laut und entsetzlich. Deutliche Hilferufe. Ein blutbefleckter Mensch stürzt auf die Straße. Also vorwärts!“ Und damit lockerte er die schwere Schußwaffe in seinem Gürtel und öffnete die Haustür.

Schon als er die Hand auf der Klinke hatte, drehte er sich noch einmal um und fragte: „Wer wohnt eigentlich im zweiten Stock?“

„Zahnarzt Meyer!“ sagte der Pförtner.

Da fiel der Schutzmann in Ohnmacht, und hier endet die Kurzfassung. Der Roman hat noch 32 Fortsetzungen.

Die Whisky-Groteske von Bordeaux

Von Kurt Ellern

Mit dem großen Krieg hängt diese Geschichte zusammen, und der Stoff, um den es sich handelt, ist eins der letzten Ueberbleibsel, das General Pershings amerikanische Expeditionsarmee in Frankreich gelassen hat.

Ein Ueberbleibsel übrigens, das nicht gerade winzig ist. Runde 100 000 Gallonen besten Kentucky-Whiskys sind es, und die sind von den Amerikanern vergessen, wie man ein Taschentuch vergißt — — —

Die Geschichte ist folgendermaßen gekommen: Als die amerikanischen Truppen in Frankreich waren, sollte es ihnen natürlich dort auch an nichts fehlen, und das besorgte Vaterland sandte seinen kämpfenden Söhnen zunächst einmal ein paar Schiffsladungen Whisky nach, die auch glücklich durch die deutsche U-Boot-Blockade kamen.

Mittlerweile neigte sich aber der Krieg seinem Ende zu. Der Whisky blieb in Le Havre liegen. Von seinem Dasein wußte kaum jemand, und so blieb er da, als die letzten Amerikaner bereits wieder über den großen Teich zurückschwammen.

Es verstrichen zwei Jahre, und dann kam irgendwie die französische Regierung auf das Riesenlager der schönen, festlich mit dem Roten Kreuz der Nächstenliebe geschmückten Flaschen. Der Whisky wurde nun als zurückgelassenes amerikanisches Heeresgut beschlagnahmt und versteigert. So kam der Kaufmann Victor Gaillard zu dem Segen.

Gaillard mußte aber bald genug erkennen, daß er sich in ein zweifelhaftes Geschäft eingelassen hatte. Die Franzosen trinken nun einmal keinen Whisky und ließen sich auch durch Monsieur Gaillard nicht zum Gegenteil bekehren.

Gaillard ließ darauf die gesamten Flaschen in große Tanks umschütten, um seinen unverkäuflichen Alkoholschatz wenigstens einigermaßen sicher lagern zu können, und schaffte die Tanks auf sein Lager nach Bordeaux.

Das Rätselraten ging weiter. Wer kauft 100 000 Gallonen Whisky? Amerikanische Schmugglerbanden zur Zeit der Prohibition wollten schon, aber auf derartige Geschäftsbeziehungen legte Gaillard nun wieder keinen Wert. Und so lagerte der edle Stoff weiter. Schlechter wurde er dabei zwar nicht, aber er brachte auch nichts ein, er war zu totem Kapital geworden.

Inzwischen fiel in Amerika die Prohibition. Die Kunde von dem Riesenlager echten alten Kentucky-Whiskys hatte sich auch in amerikanischen Händlerkreisen verbreitet. Gaillard bekam jetzt reelle Angebote. Aber nun machte der widerspenstige Whisky Schwierigkeiten.

Die Vereinigten Staaten nehmen auf hochprozentige Spirituosen einen schlechthin fabelhaften Einfuhrzoll. Der Whisky von Bordeaux hätte das nicht zu stören brauchen. Er war selber amerikanischer Provenienz, und das amerikanische Red Croß hatte ihn seinerzeit nach Frankreich geschafft. Der zollfreien Rückkehr der 100 000 Gallonen stand demnach nichts im Wege.

Nur — —, die Flaschen, in denen der Whisky einst gewesen, waren längst zerschlagen, und den Tanks kann man es nicht ansehen, ob der Inhalt nun noch der richtige ist oder [illegible]

Gaillard rennt sich zur Zeit die Hacken ab nach Echtheitszeugen für seinen Whisky. Er sammelt Aussagen von alten Lademeistern und Hafenarbeitern aus Le Havre, er sucht die Beamten auf, die ihm die Ware damals namens des Staates abließen, er bemüht selbst das Rote Kreuz, das es ja schließlich am besten wissen muß, daß es einstmals die ganzen Alkoholladungen in Le Havre vergaß — — —

Die Geschichte hat Aussicht auf längere Dauer, und einstweilen ruht der Whisky noch immer sanft in seinen Tanks in Bordeaux und gewinnt dabei an Alter und Reife.

Wann er einmal in sein einstiges Vaterland zurückkehren wird, das steht vorläufig noch in den Sternen geschrieben, und Monsieur Gaillard fleht nur um eins zum Himmel, daß Amerika sich bis dahin nicht abermals einer Prohibition in die trockenen Arme wirft.